

Vorher ist nachher oder: Sand im Getriebe

Das Verfassen eines Vorwortes gehört zu den eigentümlichen Konventionen literarischer Praxis. Auch wissenschaftliche Abhandlungen greifen diese Arbeitsweise auf und platzieren in diesem Textteil einführende Gedanken, Er-Klärungen, Auflösungen, Lobesreden, oder theoretische, holzschnittartige Skizzen. Es finden sich unterschiedliche Funktionen für diese Textform, die dem eigentlichen Hauptwort, also dem zentralen Skript vorangestellt wird. Wenn das Wort als *logos* verstanden und interpretiert wird, als auf die Vernunft bezogene Äußerung, so rückt seine Funktion als ›Lehrsatz‹ in den Vordergrund. Ich werde an dieser Stelle keine prologischen Gebrauchsanweisungen oder Interpretationsrezepturen für meine Untersuchung anbieten. Vielmehr möchte ich die Gelegenheit eines Davor nutzen und im Sinne eines Postskriptums, die Erfahrungen des Danach selbstreflexiv nutzen. Es geht mir um eine Kritik am allzu banalisierten Einsatz queerer Gesellschaftsanalysen. Und zugleich möchte ich einwenden, dass es nicht möglich ist, außerhalb gesellschaftlicher Diskurse und Anrufungen, Existenzweisen zu verteidigen, Widerstand zu organisieren und zu leben. Was ist das Problem, wenn queer als Denkbewegung über die Grenzen kategorialer Identitäten hinausgehen will und dafür mit den Grenzen sexueller Normativität spielt? Wieso sollte queer kein Konzept werden? Warum kann queer nicht als ›Werkzeugkiste‹, Arbeitshilfe und Programm genutzt werden? Und was hat das Ganze schließlich mit den Profis in den AIDS-Hilfen zu tun?

Die professionelle Praxis in den AIDS-Hilfen präsentiert sich in den Expert_innengesprächen, die ich mit Sozialarbeiterinnen geführt habe, als fortschrittliche, auf die Bedürfnisse der Adressaten zugeschnittene, soziale Dienstleistungs-Institution. Gleichzeitig sind komplexe Diskursformationen zu beobachten, mit denen es die professionellen AIDS-Arbeiter zu tun haben. Sie balancieren gewissermaßen zwischen sozialstaatlicher Gesetzmäßigkeit, ›neoliberaler Neuprogrammierung‹ des gesamten Care-Work und dem Besonderen, das ›ihre Einrichtung AIDS-Hilfe‹ ausmacht.

AIDS-Arbeit ist seit jeher eine Einstellungssache gewesen und insofern eng verknüpft mit Fragen nach der beruflichen, sexuellen und politischen Identität.

So gesehen beschreiben manche Akteure sich selbst in privaten wie auch professionellen Bezügen eng verbunden mit der AIDS-Hilfe als Arbeitgeberin und ›subkultureller Begegnungsstätte‹. Der Kampf um das schwule, gefährdete Subjekt nimmt in dieser Hinsicht eine herausragende Position ein und lanciert die geradezu leidenschaftlichen Bemühungen, das ›fragwürdige Ich‹ unter professionalisierungstheoretischen Gesichtspunkten eindeutig orientiert, nämlich schwul, zu determinieren. Schwule Identität wird in dieser Hinsicht als professionelle Autorität in Bezug auf Fragen effektiver AIDS-Prävention und philanthropischer Kranken-Betreuung apostrophiert. AIDS-Hilfe-Arbeiter repräsentieren hybrides Erfahrungswissen, das private Bewältigungsstrategien des Schwulwerdens mit professionellem Know-How zusammenführt.

Sozialpolitisch wird diese Sonderform der kollektiven Selbstsorge instrumentalisiert, indem die professionelle Praxis der Sozialarbeiter/innen in den AIDS-Hilfen als ›interaktives, subkulturelles Kompetenzprofil‹ etikettiert wird. Auf diese Weise schließt sich Ghetto-Politik mit Wohlfahrtsprogrammatis zusammen. Das wäre die eine, die affirmativ auf das handlungsfähige, autonome Subjekt bezogene Variante schwuler Selbsteinschätzung und Positionierung. »Diese Anstrengungen bestehen beispielsweise darin, dass neue soziale Formen in traditionelle Schemata eingepasst oder Bereichen der ›Unbewohnbarkeit‹ oder Nicht-Intelligibilität, wie Butler sie nennt, zugeordnet werden« (Genschel 1997: 84).

Der Literatur- und Kulturwissenschaftler Volker Woltersdorff analysiert die Etappen und Dimensionen des Coming-Out-Prozesses als subkulturelle Praktiken zwischen »Auflehnung und Anpassung« (Woltersdorff 2005: 177). Bemerkenswert an seiner Untersuchung ist, dass er in den subkulturellen Räumen der sexuellen Selbstvergewisserung sowohl ein Moment der Affirmation wie auch der Subversion ausmacht. Das Coming-Out, so Woltersdorff, »ist also auch ein Coming-in« (ebd.).

Damit kommt eine weitere, nämlich identitätskritische und reflexive Variante ins Spiel, die jedwede Identitätskategorie nach ihrer Deutungsmacht befragt. Verqueere Identitäts-Inszenierungen bewegen sich meines Erachtens in einem dialektischen Verhältnis der Fügsamkeit und der Opposition im Sinne subversiver Kapazität und Potenzialität. Wir haben es mit paradoxen Inszenierungen zu tun, denn: Jene ambivalente Gleichzeitigkeit im Prozess der Subjektwerdung kann zugleich auch als Analysemodus und produktives Unbehagen genutzt werden. Dieser Lesart folgend, geraten Subjektivierungsweisen in ein Konfliktfeld komplexer Machtverhältnisse. Ihre produktive Kraft stabilisieren sie durch den Zwang perpetuierender Selbstdarstellung. Das Konzept der Re-Inszenierung identitärer Vignetten

erscheint unhintergebar notwendig zu sein, weil wir versuchen, uns im Akt beständiger Wiederholungen erkennbar zu halten. Es bleibt aber offen und fraglich, wie fest und beständig Identifikationen wirklich sind. Damit sind Möglichkeiten angedeutet, soziale Techniken der Zuschreibung, Etikettierung sowie Konventionen durch Gegendiskurse zu stören, mit anderen Worten *Sand ins Getriebe* zu geben. Möglicherweise braucht eine Interessenpolitik von unten ›die Betroffenen‹, aber sie muss nicht wissen ›wer‹ sie sind¹. Mit Sabine Hark (1999) lässt sich fragen:

»Wie kann ›im Namen‹ der Legitimierung einer sozial aufgezwungenen Differenz gesprochen werden, ohne die historisch spezifischen Mechanismen disziplinierender Differenzierung erneut zu stabilisieren? Was sind die politischen Einsätze, die bei dem Versuch auf dem Spiel stehen, eine Identitätskategorie – Instrument regulativer Regime der Normalisierung und zugleich persönlich, sozial und politisch (potentieller) Ort des Einspruchs gegen die vielfältigen Formen von Normalisierung – zu reartikulieren?« (Hark 1999: 18).

In einer queer-kritischen Perspektive wird die vermeintlich notwendige Bezugnahme auf ein vorbestimmtes und naturhaft angelegtes, monadisches Selbst im Sinne eines Originals, kritisiert. »Queer kann nicht ›echt‹ sein, es gibt nichts was die Authentizität von queer legitimiert, queer heißt einzig und allein ›performing the gap‹ den _ zu leben« (Herrmann o.J.). Mit dieser verqueeren Denkbewegung werden Selbst-Zuschreibungen als affirmative Kategorisierungen, die scheinbar selbstverständlich ablaufen und somit politische Realitäten als gegebene Ordnungsregulative voraussetzen, problematisiert. Wenn sich Individuen selbst als ›Homosexuelle‹, als schwules oder lesbisches Subjekt, identifizieren und gleichsam Aspekte des Seins als etwas Gegebenes oder wesenhaft Gedachtes eindeutig festschreiben und klassifizieren, so bleiben die politischen Effekte im ›closing the gap‹ unberücksichtigt. An diesem Punkt ›naiver Subjektkonstruktion‹ zeigen sich problematische Distinktionspraktiken: »Denn es ist eine Inszenierung, sich (gewöhnlich als Reaktion auf eine Anfrage) zu einer Identität zu bekennen oder in ihrem Namen zu schreiben, eine Inszenierung, die – ist sie erst produziert – manchmal die Funktion eines politisch wirksamen Trugbilds erfüllt« (Butler 2003: 144). Gleichwohl produzieren soziale Kämpfe um gesellschaftliche Anerkennung stets ein ›diskursives Residuum‹, das ich als Unbehagen thematisieren möchte, sobald wir im ›Namen von ...‹ argumentieren und somit normative Schemata reproduzieren und konsolidieren.

1 Ich beziehe mich auf Butlers Ausführungen zum »Ort der politischen Neuverhandlung« (dies. 1993a: 10). Hier versucht Butler eine Erklärung, warum es nicht darum gehen kann, ›die Kategorie(sierungen)‹ von Menschen zu ignorieren, dass es aber sehr wohl um eine Zurückweisung dieser Typisierungen als naturalistische Bestimmung gehen muss.

Wenn ich Queer Professionals als Strategie für eine Form des reflexiven Nachdenkens, des genauen Hinsehens und den Versuch, sich nicht dumm machen zu lassen, beschreibe, so bleibt die Schwierigkeit, dass ich im selben Augenblick eine Namensgebung, ja eine Anrufung praktiziere. Mit den von mir ausgeführten, kritischen Analysen und Interpretationen zu professionellen wie auch sexuellen Identitäten und deren produktiven Verschränkungen praktiziere ich tatsächlich so etwas wie Etikettierung. Hier erweitert sich die Schwierigkeit in die Richtung, dass Etikettierungen immer auch politisch eingesetzt werden (können), und insofern Funktionalisierungen im Kontext von ›Bezeichnungen‹ stattfinden, die schließlich genau jene politische Instrumentalisierungen von ›besonderen Professionellen‹, die dann ›Queer Professionals‹ heißen könnten, legitimieren, die ich doch eigentlich irritieren wollte. Wie ist mit dem Problem der Fremdbezeichnung umzugehen, wenn eigentlich immer im Raum steht, dass die Zuschreibungen zugleich im Akt der Anrufung personalisieren und Essenzen festschreiben? Warum führe ich Queer mit der Professionalisierung Sozialer Arbeit in den AIDS-Hilfen im Titel ›Queer Professionals‹ zusammen? Vielleicht sollte meine Arbeit im Feld des institutionalisierten Care Work in den AIDS-Hilfen tatsächlich als eine reflexive Auseinandersetzung mit Begriffen verstanden werden. Nachdenken und Sprechen ohne Abstraktion wäre unter relationalen Gesichtspunkten nicht möglich, oder, wie Adorno es formuliert: »Denken ohne Begriffe ist keines« (Adorno 1997: 105).

Der Mensch macht sich ein Bild von der Welt, er identifiziert Gegenstände als eindeutig und bringt deren Erscheinung auf den Begriff. So können soziale Beziehungen überhaupt erst praktiziert werden. »Man braucht einen Begriff von der Sache, wenn man empirisch arbeiten will«, so könnte man vielleicht Helga Cremer-Schäfer treffend zitieren, und deshalb stellt sich eben schon die Frage, mit welchen Theorien, Vorannahmen oder Einstellungen Wissenschaft betrieben wird. In Bezug auf die Institution AIDS-Hilfe und ihre professionellen Akteure interessiert mich zweifellos, was es mit dem Subjekt auf sich hat. Doch impliziert dieses Interesse bereits ein Scheitern am ›naiven Subjektbegriff‹? Queer »steht für den Versuch, die Identitätskategorien schwul und lesbisch (und damit auch Heterosexualität als Identität) in ihrer (vermeintlichen) Kohärenz in Frage zu stellen. Es ist ein Zeichen, das nichts bezeichnet, da es keinen Referenten gibt, auf das es verweist: queer ersetzt in den USA neuerdings zwar häufig andere Selbstdefinitionen wie schwul, lesbisch, bisexuell; letztlich steht es jedoch quer zu all diesen Kategorien und beansprucht, diesen gleichsam den ontologischen Boden unter den Füßen wegzureißen« (Hark 1993: 104).

Ich interpretiere Queer Professionals als eine (sozialwissenschaftliche) Perspektive, deren Fluchtpunkt keine erneute Identitätsarbeit sondern die reflexive Beschäftigung mit diskursiven Praktiken ist, die als Begriff »ein Scharnier (bilden), an dem sich Reden und Handeln, Sprache und Macht als

Realität und Sinn erzeugende Praktiken verschränken« (Bublitz 2003: 10). Es handelt sich also um eine Denkbewegung, die den legitimierten Status Quo als Selbstverständlichkeit in Frage stellt, nicht mehr und nicht weniger. Queer in Koalition mit *Professionalism* symbolisiert eigentlich eine unmögliche Liaison, denn in der Assoziation, Queer als »Falschgeld« zu verstehen, wie es Sabine Hark (1993) anregt, würde ein legitimer Standard, der mit dem Label professionell ausgezeichnet wird, konterkariert. Die ›Falschgeld-Professionellen²‹ in den AIDS-Hilfen irritieren den Diskurs der Institutionwerdung und Evidenzbasierung, welchen man als neues Paradigma in der Professionalisierungsdebatte (auch) in der Sozialen Arbeit sehen kann.

In dem Augenblick, wo professionelle AIDS-Arbeiter durch die Akzentuierung ›spezifisch schwuler Care-Kompetenzen‹ institutionelle Abgrenzungen zum Schutz vor Diskriminierung und zur Mobilisierung praktizieren, verweist eine queer-kritische Reflexion grundsätzlich auf identitätspolitische Dilemmata im Zuge einer Professionalisierung Sozialer Arbeit in den AIDS-Hilfen. Identitätsarbeit ist als unhintergehbare Interaktionsleistung zu verstehen, damit Anerkennung und soziale Zugehörigkeit in ein angemessenes Verhältnis zu sich Selbst gesetzt werden kann und zugleich repräsentiert sie immer auch ›Orte eindeutiger Lebensweise‹, die im Prozess der Konstituierung und Festschreibung hinterrücks Ungleichheiten und hierarchische Machtverhältnisse reproduzieren. Michel Foucault argumentiert in diesem Zusammenhang: »Die sogenannten Bewegungen zur ›sexuellen Befreiung‹ müssen, so glaube ich, als affirmative Bewegungen ›ausgehend‹ von der Sexualität verstanden werden. Das will zweierlei besagen: es sind Bewegungen, die von der Sexualität, von dem Dispositiv der Sexualität, in dem wir stecken, ausgehen und es bis zum Letzten funktionieren lassen; gleichzeitig aber setzen sie sich davon ab, lösen sich von ihm und gehen über es hinaus« (Foucault 1978b: 183). Queer Professionals greifen die Praxis ›ambivalenter Selbstbezeichnung‹ auf, die sich auf Kontinuität stützt, aber auch einen Bruch markiert. Mit anderen Worten haben wir es mit sozialen Aktivitäten zu tun, die zwar von Anfang an legitimierten, gesellschaftlichen Ordnungen unterworfen sind, die aber nicht vollständig in der Logik der Norm aufgehen. Dem Erfahrungswissen kommt an dieser Stelle besondere Bedeutung zu, denn in weiten Teilen kann es an den etablierten Diskurs der AIDS-Hilfen im Gesundheitsbereich anschließen und so auf produktive Weise eingesetzt werden. Schließlich zeichnet sich zudem so etwas wie eine *diskursive Überproduktion* ab, die sich nicht mehr gezielt auf eine klar begrenzte Handlungs-

2 Sabine Hark übersetzt queer als Substantiv mit ›Falschgeld‹; sie formuliert: »Umgangssprachlich ist *queer* ein Schimpfwort für Homosexuelle, spielt also mit der Assoziation, dass Homosexuelle so was wie Falschgeld sind, mit dem die *straight world*, die Welt der ›richtigen‹ Frauen und Männer, arglistig getäuscht werden soll« (Hark 1993: 103, Hervorh. i. O.).

notwendigkeit Bezug nimmt, sondern in den Bereich der Leerstelle(n) hinüberreicht. Diese Logik verweist auf Möglichkeitsräume des Uneigentlichen und Situationen des Als-ob.

Für die professionelle Praxis in den AIDS-Hilfen wäre nun im Anschluss zu fragen, wie sich das widersprüchliche Verhältnis im Kontext einer nachvollziehbaren, zugleich aber infrage zu stellenden Identitätspolitik im Feld darstellt. Wie funktioniert diese Ambiguität? Welche diskursiven Formationen werden im Bereich AIDS-Hilfen wirksam? Diesen Fragen möchte ich in der vorliegenden Untersuchung systematisch nachgehen.